Gebetbuch
für
Gläubige und Ungläubige
für
Christen und Nicht-Christen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

von Halder
N: 4941.

Leipzig,
bei C. G. Weigel.
1800.

H

812

Vorbericht.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat die Absicht gehabt, eine gewisse Klasse von Menschen, die in der Schrift selbst hinlänglich bezeichnet sind, auf die Nothwendigkeit des Gebets aufmerksam zu machen. Wenn er diese seine Absicht auch nur bei einigen erreicht, so wird er glauben, daß er für seine Arbeit vollkommen belohnt sey.

Er wollte keine Gebetsformeln liefern, sondern in den Betrachtungen, die er für die angegebenen Zeiten und Lagen bestimmte, nur zeigen, wie man beten könne und von welchen Grundsätzen man beim rein moralischen Gebete ausgehen müsse.

Ein jeder, der sich von dem Nutzen und der Nothwendigkeit des Gebets überzeugt hat, wird sich nun nicht sklavisch an Formeln binden, die er nicht selbst entwarf, sondern entweder aus dem Herzen beten, oder sich für bestimmte Zeiten und Lagen Gebete aufsetzen, die ganz auf seinen Charakter und seine individuellen Verhältnisse berechnet sind.

Der Verfasser ist hierbei der Meinung, daß das Formulargebet dem Gebete aus dem Herzen vorzuziehen sey. Wer das Gebet nicht als ein Geschäft betrachtet, das zur bestimmten Zeit auf das pünktlichste verrichtet werden muß und wer sich nicht an bestimmte, ganz für ihn passende Formeln bindet, der wird nicht nur das Gebet oft versäumen, sondern auch, wenn er es durch erbauliche Gedanken, die ihm so eben einfallen, verrichtet, manches Mittel der Besserung und manchen guten Vorsatz aus der Acht lassen.

Ueberflüßig scheint die Erinnerung zu seyn, daß die zum eignen Gebrauche aufgesetzten

Gebete von Zeit zu Zeit einer Veränderung bedürfen werden.

Die gedankenlose Verrichtung des moralischen Gebets ist unter die Unmöglichkeiten zu setzen.

Uebrigens glaubt der Verfasser, daß eine Schrift dieser Art den Gläubigen nicht weniger, als den Ungläubigen, nützlich werden kann.

Die Nothwendigkeit des Gebets.

Ich habe es hier nicht mit den Bekennern irgend einer Religion zu thun, sondern ich wende mich ganz insbesondere an diejenigen, die sich Aufgeklärte, wohl gar Philosophen und Kinder des Lichts nennen und zum Theil vom gemeinen Haufen Freidenker und Atheisten gescholten werden. Diese wünschte ich zu überzeugen, daß das Gebet auch für sie eine der heiligsten Pflichten sey.

Den Begrif der Pflicht muß auch der Freidenker und Atheist unangetastet lassen, wenn er anders dem Heiligen, das in ihm wohnt, nicht widersprechen und geradezu für einen Bösewicht gehalten werden will.

Wenn nun gezeigt werden kann, daß das Gebet moralisch nothwendig ist, so wird es von den Gelehrten, von den Philosophen und selbst von dem Gottesleugner eben so wenig verabsäumt werden dürfen, als von den Gottesverehrern, den Gläubigen und Ungelehrten.

Um mich sogleich verständlich zu machen, unterscheide ich zwischen dem kindlichen, dem

religiösen und dem moralischen Gebete. Unter dem kindlichen Gebete verstehe ich die an Gott gerichteten Gedanken eines Menschen, der seinen Schöpfer entweder um Wohlthaten bittet, oder ihm für empfangene Wohlthaten dankt; das religiöse Gebet ist eine Unterhaltung mit sich selbst, ein Zurathegehen mit seinem Gewissen, eine Prüfung des Herzens, angestellt gleichsam unter den Augen der Gottheit und verbunden mit der Anflehung ihres Beistandes zum bessern Fortgange der vorgesetzten Besserung, wenn auch dieser Beistand blos als die Kraft gedacht wird, die das öftere Andenken an das heiligste Wesen gewährt; das moralische Gebet endlich besteht, wie das religiöse, in einem Insichgehen, in einem Prüfen

und Ueberschauen der befolgten und zu befolgenden Handlungsweise, in der Aufsuchung und Ergreifung der Mittel, die das Besserwerden befördern, in einer ernstlichen Selbstbestrafung und Aufmunterung, nur unterscheidet es sich von jenem dadurch, daß es allein vor dem Throne der Vernunft und dem Richterstuhle des Gewissens verrichtet wird und kühn alle Kraft zum Handeln im Betenden durch ihn selbst erzeugt wissen will. Nur vom moralischen Gebete kann hier, der gleich anfangs gemachten Erinnerung gemäs, die Rede seyn.

Wir sind sehr geneigt, unsre moralischen Mängel und Unvollkommenheiten mit der Gebrech-

lichkeit der menschlichen Natur zu entschuldigen und mit dieser sophistischen Ausflucht die Vorwürfe des Gewissens, wo möglich, zum Schweigen zu bringen. Allein, wie werden wir vor uns selbst bestehen, wenn wir endlich einsehen lernen, daß wir unsrer unbestrittenen Schwachheit Stützen untersetzen, daß wir uns selbst stark machen und auf dem steilen Pfade der Tugend höher hinauf gelangen können, als es unsre Trägheit und Thorheit für möglich halten?

Jeder Mensch, der seines Verstandes mächtig ist, weiß, daß er sich der Tugend weihen soll; allein wie groß ist das Häuflein derer, die sich diese Weihe geben? Wird nicht die moralische

Besserung von vielen nicht nur für ein verdrießliches und langweiliges, sondern auch für ein kleinliches und kindisches Geschäft angesehen? Ihr, die ihr diese Meinung hegt, nicht das Geschäft ist kleinlich, sondern ihr seyd klein, bis zum Erbarmen klein, unverständig und pflichtvergessen. Kann es außer dem Geschäffte der moralischen Vervollkommnung eine höhere, wichtigere und dringendere Arbeit geben und heißt es etwa die Zeit verschwenden, wenn man Theile derselben anwendet, um sich geschickt zu machen, sie, als das Ganze, auf die rechte, eines vernünftigen Wesens würdige Art zu gebrauchen?

Der Gelehrte vergräbt sich in seine Bücher, das Weltkind stürzt sich in den Wirbel rauschender

Vergnügungen, der Geschäfftsmann ist mit Arbeiten überhäuft — alle glauben, daß es ihnen zum Andenken an sich selbst an Zeit gebricht. Dieser Irrthum, diese Thorheit, diese Quelle der herrschenden Laster und Ungerechtigkeiten — ist sie auch auf die Rechnung der Schwachheit der menschlichen Natur zu setzen? Oder ist es eine verzeihliche Schwachheit, die Stärke, die man haben soll und kann, nicht zu haben? Erfordert denn das Zurathegehen mit sich selbst, die Beurtheilung des eignen moralischen Charakters und die zur Fassung guter Vorsätze nöthige Andacht mehr Muth und Kraft, als von der gebrechlichen Natur des Menschen verlangt werden kann?

Wenn werden wir anfangen, uns der albernen, aus unsrer Natur hergenommenen Entschuldigung zu schämen? Laßt uns erst redlich und ernstlich unsre Kräfte gebrauchen, dann wollen wir zusehen, ob der Grund der Gebrechen und Mängel, die uns immer noch ankleben werden, in der Art unsrer Existenz zu suchen sey.

Wem es ein Ernst ist, sein Leben der Tugend zu weihen und durch die That ein vernünftiges Wesen zu seyn, der glaube doch ja nicht, alles gethan zu haben, was er für seine moralische Vervollkommnung thun kann, wenn er bei günstigen Gelegenheiten, die der Zufall herbeiführt und in den lichten Zwischenräumen der

Zerstreuungen und Berufsgeschäffte Selbstprüfungen anstellt und gute Vorsätze faßt. Ohne die Wiederkehr oder bei der späten Wiederkehr solcher günstigen Gelegenheiten gleicht er einem Schiffer, der mit gutem Winde absegelt, aber ohne Leitstern, ohne Kompaß und Steuerruder, bei veränderter Witterung, im Sturme und in der Nacht von den Winden und Wogen hin und her getrieben wird und, glücklicher Weise dem gänzlichen Untergange entronnen, nur wenn der Tag anbricht und sich von neuem der günstige Wind erhebt, seinem Ziele sich zu nähern die stets ungewisse Hofnung fassen darf.

Woher kommt es, daß so viele, die bei günstigen ermunternden Veranlassungen von

Tugendeifer glühen, und die besten Vorsätze fassen, im Strudel der schimpflichsten Laster Schiffbruch leiden? Der Grund dieser sehr gemeinen Erscheinung liegt in dem Wunsche, den wir hegen, obgleich weder uns selbst, noch Andern zu gestehen wagen, daß unsre Tugend von äußern Dingen und Verhältnissen ohne unsre Unbequemlichkeit befördert und erhalten werden möge.

Das Brot kostet Schweiß und jede Fertigkeit setzt eine ununterbrochene Uebung voraus. Wir dürfen unsre Tugend nicht dem Zufalle überlassen, welches wir offenbar thun, wenn wir nur bei günstigen Gelegenheiten uns prüfen und gute Vorsätze fassen, dabei aber die Mittel, welche die

unfehlbare Ausführung unsrer Vorsätze befördern würden, verabsäumen, nur, wenn jene Gelegenheiten wiederkommen, von neuem an uns denken und so den schimpflichen Zirkel der Reue und Bekehrung ohne Unterlaß durchlaufen.

Es ist nicht genug, daß wir jene Gelegenheiten benutzen; wir müssen sie selbstthätig und oft herbeiführen, wir müssen uns zur moralischen Selbstbeschauung zwingen und gewöhnen und ihr täglich bestimmte Theile unsrer Zeit widmen, unser Gemüth dann sammeln, uns unserm Gewissen nähern, das Heilige in uns verehren und unsre Handlungweise prüfen und reguliren: wir müssen beten.

Das Gebet ist das sicherste Mittel der moralischen Vervollkommnung. Wer das Gebet unterläßt, der kann, wenn er die Wichtigkeit desselben noch nicht begriffen hat, es mit seiner Besserung wohl redlich meinen, allein er wird ein Rohr bleiben, das der Wind hin und her bewegt.

Das Beten tsi eine der heiligsten Pflichten. Betet ohne Unterlaß, ist eine Regel, die, richtig versianden, auch derjenige befolgen muß, der sich in seinem Herzen zu keiner Religion bekennt. Der fleißige Beter übt eine Tugend, die ihm zur Ausübung jeder andern den Weg bahnt.

Wer sich zu beten schämt, der schämt sich tugendhaft zu seyn.

Auch das Streben nach Glückseligkeit bedarf einer Art des Gebets. Alle jagen der Glückseligkeit nach und doch giebt es nur wenige, die sie erreichen; wie viele machen sich durch die Verfolgung des Glückes unglücklich und erhaschen Pein für Lust und Noth für Wohlergehen.

Wir müssen hier vor allen Dingen unsern wahren Vortheil recht verstehen lernen, unsre eigene Erfahrung und die Erfahrungen Anderer benutzen und nach den Mitteln forschen, die uns am sichersten zu unsern Zwecken führen; wir

müssen uns täglich Lektionen der Klugheit geben und die Beurtheilung und Regulirung unsrer auf Glückseligkeit angelegten Handlungsweise eben so wenig verabsäumen, als das moralische Gebet.

Ich halte es für überflüßig, die Nothwendigkeit des Gebets weitläuftiger darzuthun. Diejenigen, die, ihren alten Vorurtheilen getreu und vom Dünkel der Gelahrtheit, des Standes und der Philosophey aufgebläht, sich widersetzen, den angeführten Gründen sogleich Gehör zu geben und mit den Einfältigen und Niedrigen im Volke etwas gemein zu haben, werden wider ihren Willen von der Nothwendigkeit des Gebets überzeugt werden und sie nur im Widerspruche mit

sich selbst bestreiten können. Denn meine Behauptung vertheidigt ein Sachwalter in ihrem Herzen, der beredter ist, als ich es bin.

Am Abend.

Ehe ich mein Bewußtseyn dem Schlafe aufopfere, will ich mich fragen, ob ich es heute nicht schon im wachenden Zustande aufgegeben habe, das Bewußtseyn nämlich, daß ich ein vernünftiges und freies Wesen bin und als ein solches mithin auch wirken soll? Hätte ich dieses Bewußtseyn nicht aufgegeben, wenn ich, gleich einen blos animalischen Wesen, meiner Neigung, wie einem Instinkte, gefolgt wäre und zugegeben hätte, daß meine Begierden und äußere Dinge mich, den

Freien, in die Nothwendigkeit der Natur verwickelt hätten?

Habe ich die am Morgen gefaßten Entschlüsse ausgeführt und meine Zeit gut angewendet? Gelang mir insbesondere die Bekämpfung derjenigen Neigungen, die die meiste Gewalt über mich haben? und wenn zu meiner Beschämung und Betrübniß mein Gewissen nein! sagt, worin lag der Grund des Mißlingens? Ich will nicht eher ruhen, als bis ich dieß weiß, um morgen klüger und stärker und mit mir selbst zufriedener zu seyn.

Besiegte ich meine übeln Launen und benahm ich mich bei unangenehmen Begegnissen als Mann

oder als Weib? — Doch warum beschimpfe ich durch diese Frage ein mir gleiches Wesen, das sich dieselbe ihrem Gehalte nach nicht weniger, als ich, vorlegen soll! — War ich muthvoll und entschlossen, oder verzagt und gelähmt am Geiste?

War ich sorgsam oder leichtsinnig, karg oder haushälterisch?

Was war ich meinen Nebenmenschen? War ich mir blos selbst der Nächste, oder trug ich meine Eigenliebe auch auf Andere über? Hatte ich auch ihren Vortheil und nicht blos den meinigen vor Augen? War ich blos gerecht und nicht

auch zugleich großmüthig und gütig? Großmüthig und gütig! — Will ich mir denn Schmeicheleien sagen? Ist das, was Großmuth und Güte heißt, mehr, als Schuldigkeit? Sind Dienste Wohlthaten und Aufopferungen Gnadenbezeugungen? Gehöre ich denn zur Anzahl derer, die nicht wissen, daß die Moral keine Gnade und keine Wohlthat kennt?

War ich schonend, verträglich und zuvorkommend, oder herrisch, beleidigend und zurückstoßend? Wich ich schlau den Gelegenheiten, Dienste zu leisten, aus und erzeigte ich blos solche Gefälligkeiten, die mir keine Mühe und keine Aufopferung kosteten?

Habe ich Feinde? Wie betrug ich mich gegen sie? Bin ich ihr Feind oder sind sie blos meine Feinde? Ist keine Verständigung möglich und würde mich der erste Schritt ehren oder beschimpfen? Hielt ich mich in den Schranken eines gerechten Unwillens, oder gab ich der Rache Raum?

Machte es meiner durch sich selbst verkleinerten Eigenliebe ein Vergnügen, wo nicht Andere selbst zu verkleinern, so doch zu hören, daß sie von einem Dritten und Vierten verkleinert wurden?

Ließ ich mich von falscher Scham übereilen und ergriff ich eine schimpfliche Flucht, wenn das Recht meinen Arm forderte? Nahm ich mich

der unterdrückten Unschuld an, war ich geneigt Andere zu entschuldigen und trat ich männlich hervor, wenn ich von der Unwahrheit des Bösen, das von Andern gesagt wurde, überzeugt war?

Bin ich rechthaberisch? Hab' ich gern das erste Wort? Wie heißen diejenigen, denen ich in Hinsicht des Kopfes und des Herzens den Vorzug vor mir einräume?

Darf ich nun, nachdem ich mich redlich und ernstlich geprüft habe, der milden Wonne der Zufriedenheit genießen, oder muß ich, unter bittern Gefühlen, mit dem guten Titus ausrufen: ich habe diesen Tag verloren?

Schlafen heißt ruhen. Ein zu langer Schlaf ist ein Uebermaaß der Ruhe, das dem Geiste und

Körper nachtheilig wird. Diejenigen, die in Ansehung des Schlafes das rechte Maaß beobachten, werden doch immer noch zum wenigsten den vierten Theil ihrer Lebenszeit verschlafen und wenn sie sechzig bis achtzig Jahre alt werden, kaum einige vierzig bis sechszig Jahre gelebt haben. Rechnet man nach einem sehr mäßigen Anschlage ein Achtel der Zeit auf Erholungen, auf das Essen, Ankleiden u. s. w. und addirt hierzu die öde und wüste Zeit der Krankheiten, der Kindheit und des Alters, so wird der Achtzigjährige schwerlich über dreißig Jahre gelebt d. i. gewirkt haben und wenn es der Fall war, daß er entweder fast stets seinem Vortheile nachlief, oder das Joch eines sehr geschäftvollen Amtes zog und nur

einen geringen Theil seiner Zeit auf seine moralische und intellecktuelle Bildung, dem Leben im höhern Sinnes des Wortes, verwenden konnte, so wird der achtzigjährige Greis nur wenige Jahre alt geworden seyn. Wie viele Männer und Greise sterben als Kinder, wie viele von ihnen gehen aus der Welt, ohne geboren zu seyn!

Ich will mein Leben nicht durch ein zu langes Schlafen tödten. Wenn ich täglich nur eine Viertelstunde zu lange im Bette bleibe, so verliere ich jährlich über neunzig Stunden, die ich mir als sechs im Müßiggange, in der Faulheit, in einer strafbaren Bewußtlosigkeit hingebrachte Arbeitstage anrechnen muß.

Werde ich etwa, ohne vor mir selbst zu erröthen, mir sagen können, daß ich nicht so dringende Geschäffte, als Andere, habe und daß ich mithin länger, als Andere, der Süßigkeit der Ruhe des Schlafes genießen darf? Ladet mich nicht mein eigener Vortheil, der weiter verfolgt werden kann, wenn er auch zum Theil schon errungen ist, zur Arbeitsamkeit ein? Ist das mir obliegende Geschäft, für das Beßte meiner Nebenmenschen thätig zu seyn, nicht dringend, nicht dringend die Arbeit, die meine moralische und intellecktuelle Kultur erfordert?

Welche Zwecke! Und ich sollte lieber todt seyn und schlafen, als leben und wirken wollen?

Am Morgen.

Drei Verrichtungen sind es, denen ich, sobald ich vom Schlafe erwache, entgegen eilen will, die mir schon längst zum Bedürfnisse geworden seyn und gleichsam mechanisch erfolgen müssen: Die Reinigung des Körpers, die Einathmung einer reinen, uneingeschlossenen Luft und das Gebet. Wie frisches Wasser und reine Luft auf den Leib wirken, so wirkt das Gebet auf den Geist und es entsteht zwischen beiden Naturen, die der

Mensch in sich vereinigt, ein wohlthätiges Gegenwirken, ein wonnevoller Einklang.

Mit jedem neuen Morgen bricht eine neue Periode meines Lebens an, mit jedem neuen Morgen will ich mich auf dieselbe vorbereiten; ich will die meiner Wirksamkeit eröffnete Sphäre überschauen und mich zur Thätigkeit, wie ein Held zum Kampfe, rüsten.

Wie viele Zeit erfordern meine Berufsgeschäffte? Wenn und wie lange werde ich mir selbst leben können? Bezieh' ich den Ausdruck, mir selbst leben, blos auf meine Bequemlichkeit und meine Vergnügungen, nicht aber hauptsächlich

auf die Kultur meines Geistes und Herzens und habe ich so durch den diesem Ausdrucke von mir untergelegten Sinn mich selbst überrascht?

Ist es mir nicht möglich, meine Arbeit, um Zeit zu gewinnen, schneller, obgleich nicht weniger genau und fleißig, zu verrichten?

Gewähren mir meine Berufsgeschäffte Vergnügen, oder sind sie mir zuwider? Worin liegt der Grund dieser Abneigung? Setzen sie meinen Verstand zu wenig in Bewegung, sind sie zu trocken, zu mechanisch? und steht der Vortheil, den sie abwerfen, mit der Mühe, die sie erfordern, in keinem Verhältnisse? — Eigen=

liebe, Trägheit und Gewinnsucht verleiten zu Klagen und ungerechten Forderungen. — Gehöre ich mit zum großen Haufen, zum Pöbel der moralischen Welt, wo Unzufriedenheit mit dem beschiedenen Loose das tägliche Feldgeschrei ist? Tragen meine Berufsarbeiten nichts zum allgemeinen Beßten bei und gereut es mich, meine Kräfte der Erreichung dieses gemeinschaftlichen Zweckes aufzuopfern? Und gesetzt, daß meine Trägheit mich nicht verblendete, daß meine Eigenliebe mich nicht täuschte, gesetzt, daß ich für einen höhern, oder für einen andern Wirkungskreiß gemacht bin, oder daß wenigstens der Lohn, der mir für meine Arbeit wird, dem Rechte und der Billigkeit gemäß beträchtlicher seyn sollte, — kann

ich denn vergessen, daß ich in einer Welt lebe, wo es in Ewigkeit der Unvollkommenheiten sehr viele geben wird, wo in Ansehung der bürgerlichen Verhältnisse und der menschlichen Angelegenheiten überhaupt, ungeachtet der angestrengten pflichtmäßigen Bemühungen der Guten, die Gerechtigkeit nie vollkommen einheimisch gemacht und das moralische Uebel eben so wenig, als das physische, gänzlich gehoben werden kann? Will ich denn nicht ein Weiser zu seyn mich bestreben? und was habe ich als ein solcher zu thun, wenn mich die Folgen der Institutionen treffen, die von Menschen herrühren, von Menschen, die der Vollkommenheit nur nachjagen, aber sie nie erreichen können?

Kann ich mir eine Existenz ohne Wirksamkeit, eine Wirksamkeit ohne entgegenstrebende Kräfte und diese ohne ein Leiden, ohne unangenehme Empfindungen denken? kann ich mir eine solche Existenz vernünftiger Weise wünschen? Ich will daher überall, wo es nöthig ist, standhaft kämpfen und da, wo meine Kräfte den Widerstand nicht überwinden können, mit Hochmuth dulden und mich nicht der ohnmächtigen Raserei des Zornes, der unmännlichen Verzagtheit des Kummers und der Thorheit der Seufzer und Wehklagen preißgeben.

Verwende ich auf meine Erholungen, auf das Ankleiden, Essen u. s. w. noch zu viel Zeit.

oder ist mir die Beobachtung des rechten Maaßes endlich zur andern Natur geworden?

Stehen mir auf heute außerordentliche Geschäffte bevor, deren ich gern überhoben seyn möchte, vor denen mir graut, die meinen ganzen Widerwillen rege machen, so will ich mich fragen, wo der Grund dieses Widerwillens liegt. Ich finde ihn vielleicht in meiner Liebe zur Bequemlichkeit, in meinem Stolze, oder in der Furcht, die mich wegen des ungewissen Erfolgs anwandelt. Wenn ich nur einmal den Grund meiner Krankheit kenne, so werde ich, vorausgesetzt, daß ich gesund seyn will, die Heilungsmittel nicht lange suchen dürfen und sie nicht vergeblich anwenden.

Ich will keine Arbeit bis auf morgen verschieben, wenn sie nicht von der Art ist, daß ihre Verrichtung durch den Aufschub gewinnt. Eine Arbeit, die auf morgen verschoben werden kann, die ich aber heute verrichte, läßt mir auf morgen zu einer andern Zeit übrig. Durch jeden Aufschub verliere ich, durch jeden unterlassenen Aufschub gewinne ich eine unübersehbare Kette von Zeittheilen. — Wer viel wirkt, der hat gewiß, er sterbe, wenn er will, lange gelebt.

Gegen Untergebene will ich eben so wenig herrisch und unfreundlich, als gegen Obere sklavisch und kriechend seyn.

Ich will die Achtung aller achtungswerthen Menschen zu erwerben suchen und die Bösen nicht vorsätzlich und muthwillig gegen mich aufbringen.

Ich will mir nicht allein der Nächste seyn, meinen Rath und meine That niemals verweigern und mich hüten, durch meinen Vortheil dem Vortheile Anderer zu nahe zu treten.

Du, mein Gewissen, sey mein treuer Begleiter und Rathgeber bei allem, was ich beschließe und ausführe! Daß doch die Würde des Menschen und seine hohe Bestimmung mir stets vor Augen schweben! O, daß ich mich stets als ein vernünftiges und freies Wesen betragen und Andern, als solchen, begegnen möge!

Mit diesen Vorsätzen und Wünschen gehe ich den Arbeiten dieses Tages, seinen Freuden und Leiden, entgegen. Wohl mir, wenn ich am Abend mir werde sagen können, daß ich meinen Vorsätzen treu geblieben und auf der Bahn der Tugend und der moralischen und intellektuellen Kultur einhergeschritten bin.

Vor Tische.

Der Zweck des Essens ist die Stillung des Hungers, die Ernährung des Leibes, die Erhaltung des Lebens. Er schwebe mir stets vor Augen, so oft ich das thierische Geschäfft des Essens verrichte!

Alle Thätigkeit, die die Herbeischaffung und Bereitung der Speisen und das Essen selbst erfordern, ist ein zur Unterhaltung der Thätigkeit

unternommenes Wirken. Wer nach Maaßgabe seiner Einkünfte viel und theuer ißt, von dem kann man mit Recht sagen, daß seine Wirksamkeit sich in einem Kreise herumdreht: er arbeitet um essen, und ißt, um arbeiten zu können.

Je weniger und wohlfeiler ich esse, je weniger Frucht meiner Arbeit auf meinen Tisch kommt, desto mehr kann ich meiner Arbeit Frucht auf andere d. i. ehrbarere Zwecke verwenden. Die Erhaltung des Lebens, die Unterhaltung der Möglichkeit des Wirkens erfordert wenig Arbeit. Denn die Natur ist mit wenigem zufrieden.

Wer dem Gaumen und Magen dient, der graßt gleich dem Thiere, der giebt seine Freiheit

auf und macht die Vernunft zur Dienerinn der Sinnlichkeit; wem Gaumen und Magen Hebel der Thätigkeit sind, der hat das Ehrgefühl verloren, das in einem vernünftigen Wesen nie ersterben sollte.

Ich will mich der Mäßigkeit und Frugalität befleißigen, wenn es mir auch der Grad des Lohnes, der mir in der bürgerlichen Gesellschaft für meine Arbeit wird, erlaubte, viel zu genießen und köstlich zu speisen.

Das hinreichende Maaß der Nahrungsmittel wird durch die Lebensart, die ich führe, zu bestimmen und gewiß in jedem Falle immer gering

seyn. Wenn ich nun dieses Maaß überschreite, so möchte ich mich selbst fragen, ob ich denn die Absicht habe, mich zu mästen und mich zur Verrichtung meiner Arbeiten ungeschickt zu machen. Ist vollends meine Lebensart mit wenig Leibesbewegung verbunden, so habe ich um so viel mehr Ursache, mäßig zu seyn.

Habe ich nie die süße Stimmung gefühlt, die Mäßigkeit und Nüchternheit gewähren? Wie viel froher Sinn, wie viel Zeit, wie viel Arbeitsfähigkeit geht durch das Werk der Verdauung für alle, die dem Magen fröhnen, nach Maaßgabe ihrer verschiedenen Lebensarten, verloren?

Die Mäßigkeit verringert die Mühe, die es kostet, ein Mensch im ächten Sinne des Worts zu seyn; die Unmäßigkeit macht ihren Sklaven in jedem Sinne des Worts unmenschlich, sie macht ihn träge, stumpfsinnig, zänkisch und hochfahrend, untergräbt die Gesundheit und bereitet dem Tode eine frühzeitige Beute.

Wenn dich die Freuden der Tafel reitzen und du in Gefahr kommst, von der Unmäßigkeit überwältiget zu werden, so denke an deine ärmern Brüder. Vielleicht wirken Mitleid und Gerechtigkeitsliebe mehr, als andere sowohl aus dem Sittengesetze, als aus deinem Vortheile hergeleitete Gründe. Erinnere dich, daß der Un=

mäßige dem Armen das Brot aus den Händen reißt und daß der Wein, der ihm Satyrsfreuden und Satyrslüste bringt, so manchen dürftigen Greis und Kranken laben könnte.

Wie kann ich schwelgen, wenn ich weiß, daß Andere darben, wie kann ich jauchzen, wenn Andere Thränen vergießen? Trifft mich, wenn ich unmäßig bin, nicht wie andere Unmäßige mit Recht der Vorwurf, daß ich den Armen die Lebensmittel vertheure und gefühllos, ohne Mitleid und ohne Erbarmen, gleichsam, als wenn es mir obläge, viel zu kauen, viel zu schmecken und viel zu verschlingen, den Theil der Früchte meiner Arbeit und meines Einkommens verzehre,

womit ich ihnen aufhelfen und sie unterstützen könnte?

Ich will, so oft es nöthig ist, zu mir selbst sagen: Meine Speisen und Getränke sind zu kostbar, dieses Gericht, dieses Glas, dieser Bissen ist überflüßig; ich bin nicht nur ein Verschwender, ein Schwelger, ein Sklave unnatürlicher Begierden, sondern auch ein Räuber, der seinen Brüdern, die weniger weltklug und weniger glücklich sind, nicht nur die Mittel der Bequemlichkeit, sondern auch die gemeinsten Mittel der Ernährung mit jener Gewalt und jener List entreißt, deren Anwendung ihm die bürgerlichen Verhältnisse, so wie sie sind, möglich machen.—

Welche Sittenlehre! — O, daß ich mich nie bis zu diesem Ausrufe erniedrige! Ich will gegen meine Nebenmenschen nicht blos in einigen, sondern in allen Fällen gerecht seyn; ich will den Namen eines vernünftigen Wesens nicht blos führen, sondern denselben verdienen.

Bei so vielen aus dem persönlichen Interesse und dem Sittengesetze abstammenden Bewegungsgründen zur Mäßigkeit, doch zur Fahne der Unmäßigkeit schwören, heißt, dem Gewissen Hohn sprechen und seinen eignen Vortheil mit Füßen treten. Verachtung und Schande sey mein Loos, wenn ich die Tugend der Mäßigkeit nicht stets zu üben mich ernstlich bestrebe!

In Krankheiten.

Bin ich je in Gefahr, das helle Bewußtseyn, daß ich ein vernünftiges und freies Wesen bin, zu verlieren, so bin ich es jezt, da die in den Organen meines Körpers entstandene Unordnung mich in ein Spielwerk der äußern Natur zu verwandeln droht. Die ganze Kraft meines Geistes sey daher darauf gerichtet, dieses Bewußtseyn stets lebendig zu erhalten. Ich werde bei diesem Bewußtseyn auch den Ehrgeiz haben, ein ver-

nünftiges und freies Wesen nicht blos dem Namen nach, sondern durch die That zu seyn. Ich werde nicht an meiner Kraft, dem Schmerze Widerstand leisten zu können, verzweifeln.

Der Sinn der Stoischen Schule geziemt einem freien Wesen.

Wer sich ohne Muth und Widerstand dem Schmerze hingiebt, der wird in einem weit höhern Grade gepeinigt, als derjenige, der Widerstand leistet — eine gerechte Strafe der Feigheit!

Wie die Natur im kranken Thiere durch den Instinkt wirkt, so soll der freie Wille durch die Vernunft im kranken Menschen thätig seyn. Das kranke Thier ist geduldig und still und sucht

durch den Instinkt getrieben, die Arzneien auf, die die Natur gegen seine Krankheit bereitet hat. Die Natur sey meine Lehrmeisterinn! Ich will meine Leiden still und geduldig tragen und die Hülfe des erfahrnen und verständigen Arztes nicht verschmähen, dabei aber stets eingedenk seyn, daß die Ruhe des Gemüths die wirksamste Arznei ist.

Ich will meinen Mund bewachen, daß kein unmännliches Stöhnen und Seufzen, kein rasendes Toben und Schelten über seine Lippen komme, ich will es dahin bringen, daß sich keine Leidenschaft meiner bemeistere, ausgenommen die Leidenschaft, meine Freiheit zu behaupten und meinen Verstand zu gebrauchen. Wenn ich so die

Rechte eines freien und vernünftigen Wesens gegen willen- und verstandeslose Kräfte vertheidige, so werden selbst jene schrecklichen Krankheiten, die den Gebrauch des Verstandes und der Freiheit hemmen und auf eine Zeit lang, wenn nicht auf immer, aufheben, keine oder doch gewiß weniger Gewalt über mich haben.

Fern bleibe der Eigensinn von meinem Lager! Der Eigensinnige plagt nicht nur Andere, sondern auch sich selbst, er schwächt die Theilnahme seiner Freunde und erstickt den Eifer, mit dem man ihm die Dienste, deren er bedarf, zu leisten bereit war. Falle ich nicht schon durch meine Krankheit denen, die um mich sind, zur

Last? will ich sie noch überdieß mit meinen Launen und mit dem kindischen Despotismus des Eigensinns quälen? Wenn jede Triebfeder, die ich zur Ueberwältigung des Eigennsinns in mir rege zu machen suche, zu schwach ist, so will ich meine Selbstliebe und meinen Vortheil zu Hülfe rufen. Begreife ich denn nicht, daß der Kranke, der geduldig und ohne Eigensinn ist, von allen, die sich ihm nähern, unausbleiblich bedauert, geachtet, geliebt und mit einer zuvorkommenden Dienstfertigkeit gewartet und gepflegt wird?

Um meine Leiden zu vergessen, um die Ruhe meines Gemüths zu unterhalten, um meinen Geist zu beschäftigen und mir einen heitern

Sinn zu erzaubern, will ich unterhaltende und auf meinen Zustand passende Schriften lesen oder mir vorlesen lassen, mit meinen Freunden Gespräche anknüpfen, oder doch wenigstens ihren Gesprächen und Erzählungen mein Ohr leihen und dir, wunderthätige Tonkunst, deinem Troste, deinem Balsam, deinem milden erfrischenden Thaue meine Seele öfnen.

Auch will ich nicht unterlassen, über die Ursachen meines Zustandes nachzudenken und wenn ich finde, daß meine Leidenschaften und meine Unwissenheit mich ins Verderben stürzten, mir die erforderlichen Lebensregeln vorschreiben, um in Zukunft von diesen und ähnlichen Leiden verschont zu bleiben.

———

In der Hypochondrie.

Soll ich mich beklagen und mit mir selbst Mitleiden haben, oder mich schämen und mich verachten? Vielleicht habe ich zu dem Einen so viel Ursache, als zu dem Andern. Wie kann ich gegen die Leiden, die mich drücken, unempfindlich seyn? Darf ich mich nicht beklagen, wenn ich mich mit Andern vergleiche, die einen gesunden Körper, starkwirkende Eingeweide und einen heitern Sinn besitzen? — Aber im Gegentheil,

ist es denn eiserne Nothwendigkeit, daß ich das bin, wozu mich so oft die Schwäche des Magens und der Eingeweide, die aus den genossenen Speisen entwickelte Luft und stockende Säfte machen?

Liegen mir Arbeiten ob, die keinen Aufschub leiden, so verrichte ich sie nicht nur ungern, sondern auch ungeschickt; freie Arbeiten, die einen heitern Geist erfordern, muß ich, so oft sie auch vornehme, zu meiner Aergerniß und Beschämung liegen lassen. Widerwärtigkeiten, die mir begegnen, schlagen mich zu Boden: ich nenne mich den unglücklichsten der Menschen. Zu einer andern Zeit verrichte ich meine Berufs-

geschäffte mit Lust, mit Glück und Ruhm, die freigewählten Arbeiten eilen spielend der Vollendung entgegen und treffen mich Widerwärtigkeiten, so spotte ich ihrer: kaum werde ich gewahr, daß ein bestimmtes Ereigniß eine Widerwärtigkeit für mich ist.

Nie, leider! bin ich das, was ich bin, durch mich selbst. Ein Sklave meines Körpers, ein Spielball äußerer Dinge bin ich bald froh, bald betrübt, bald gesellig, bald menschenscheu, bald verträglich und zuvorkommend, bald zurückstoßend und beleidigend, bald muthvoll, bald feig, feig bis zur Verzweiflung; kurz ich bin nur in der Einbildung ein freies Wesen, in der

That aber ein von äußern Dingen getriebenes, stets verändertes Ding.

Gegen diese Wahrheit sträubt sich meine Eigenliebe vergeblich. — Allerdings bin ich zu bedauern, daß ich einen Körper bewohne, dessen gestörte innere Verrichtungen mich von Zeit zu Zeit in ein Wesen verwandeln, das sich selbst und Andern zur Last fällt, ich bin zu bedauern, daß ich einen großen Theil meiner Zeit, ein großes Maaß meiner Kraft dazu verwenden soll, meinen Leiden theils Trotz zu bieten, theils sie durch schickliche Mittel nach und nach zu schwächen und endlich ganz aufzuheben; allein auf der andern Seite bin ich sehr zu tadeln, — meiner Eigen=

liebe zum Trotze sage ich: zu verachten — daß ich in der Bekämpfung meines Feindes so nachläßig und saumselig bin, daß ich ihm nicht genug Muth entgegensetze und die Mittel, die mir Vernunft und Erfahrung an die Hand geben, zum Theil gar nicht, zum Theil nicht auf die rechte Art gebrauche.

Meine Glückseligkeit wird so durch mich selbst verwüstet, meine Zufriedenheit durch mich selbst gestört, ich tödte mein Leben, ich entziehe meine Kraft dem gemeinen Wesen und bin, ohne es zu wollen und zu wissen, mir selbst und Andern ein Plagegeist.

Ich will glücklich seyn, ich will zufrieden leben, meine Maximen und Thaten sollen in der Sphäre, in der ich wirke, die Maximen und Thaten eines Weisen und Helden seyn, ich will, daß mich Andere ehren und lieben mögen, ich will für Andere wirken — dies alles will ich! Kann ich einen Zweck wollen, ohne auch zugleich die Mittel zu wollen? Wie steht es mit diesem meinen Wollen, ist es ein ernstliches, ein wahres Wollen, oder nur ein Wunsch? O, großsprecherische Eigenliebe, mahle mich nicht schöner, als ich bin, erkenne Thörichte, daß die Weisheit allein dein wahres Glück macht.

Das Uebel, das ich bekämpfen will, ist insbesondere auch deshalb fürchterlich, weil es

die zu seiner Bekämpfung erforderlichen Kräfte lähmt. Fühle ich mich frei vom Drucke desselben, so glaube ich Kraft genug zu haben, neuen Anfällen desselben zu widerstehen; bin ich aber von seinen Netzen umstrickt, so bleibt mir kaum das Andenken übrig, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich ihm zu wiedersetzen. Mit Schimpf und Schande bedeckt, komme ich stets aus der übeln zurück in eine bessere Stimmung, glücklich genug, wenn ich nur den Kopf hieng, wenn ich nur mürrisch war und nicht auch wüthete und tobte und meine Kraft, die ich zur Besiegung des Uebels hätte verwenden sollen, in vergeblich bereuten Handlungen verschwendete. Die Bekämpfung eines Uebels dieser Art erforderte nicht

wenig Klugheit, nicht wenig Muth und Standhaftigkeit.

Ich will es versuchen, mich in Gedanken von der Erscheinung, die ich in der Welt der Phänomene bin, loszureißen und mir vorstellen, als ob ich sey der Schutzgeist des Individuums, das ich wirklich bin und als ob mir die Pflicht obliege, dasselbe zu lenken und zu leiten, ihm stets zur Seite zu seyn und nicht zuzugeben, daß die Einwirkungen äußerer Dinge es durchaus bestimmen. Das Recht dieser Bestimmung kommt mir zu! Ich will die Einwirkungen äußerer Dinge zur Bestimmung meines Schützlings klüglich benutzen, aber ihnen denselben nicht preiß geben.

Vorzüglich will ich durch Erfahrung und Selbstbeobachtung mich immer mehr zu überzeugen suchen, daß der Grund meines Kummers, meiner Traurigkeit und meines schlummernden Zorns nicht in den Dingen liegt, in welchen ich ihn zu sehen glaube, sondern einzig und allein in meinem Körper.

Eine unverbrüchliche Regel sey mir daher folgende mir selbst gegebene Ermahnung: Wenn du betrübt, verdrießlich und zu tollen Aeußerungen des Zorns gespannt bist, so suche nur so viel Gewalt über dich zu behaupten, als erforderlich ist, dir den Gedanken ins Gedächtniß zu rufen, daß nicht Unrecht, Beleidigungen, ver-

eitelte Hofnungen, eine ungewisse Zukunft und wie überhaupt die Widerwärtigkeiten heißen mögen, die dir begegnen, sondern dein schwacher Magen, deine tonlosen Eingeweide, eingekerkerte Luft, die Beschaffenheit deines Blutes u. s. w. die Ursachen deiner Verstimmung, deiner Niedergeschlagenheit, deines Zorns und deines Kummers sind.

Du wirst die zur Hervorrufung dieses Gedankens erforderliche Stärke und Besonnenheit besitzen, wenn du dich vorher von der Wahrheit, die er aussagt, überzeugt und dir fest vorgenommen hast, dich seiner in entscheidenden Augenblicken zu erinnern. Er wird dann wie ein

Lichtstrahl dein verfinstertes Gemüth erhellen, du wirst dich vor dir selbst schämen, oder doch wenigstens der Gefahr der Beschämung gewahr werden und auf Mittel und Wege denken, aus deiner gegenwärtigen Stimmung, in eine bessere, eines vernünftigen und *freien* Wesens würdigere, aus deinem gegenwärtigen krankhaften Zustande in einen gesunden zu gelangen.

Nächst der Kränklichkeit meines Körpers sind es oft auch Vorurtheile, die mich bestimmte Begegnisse aus einem falschen Gesichtspunkte ansehen lassen. Darum will ich meine Grundsätze und Meinungen einer strengen Prüfung unterwerfen, — ein Unterfangen, das nothwendig, das rühmlich und nützlich, aber nicht leicht ist.

Auf den Fall, daß es mir entweder nicht gelingt, jenen Gedanken, so oft es nöthig ist, hervorzurufen, oder daß seine wohlthätige Wirkung, gewiß — allein durch meine Schuld, außenbleibt, will ich mir eine zweite Regel für mein Verhalten bei der Geneigtheit und Gelegenheit zum Kummer und Zorn und überhaupt bei der Verstimmung meines Gemüths durch krankhafte Empfindungen und unangenehme Begegnisse vorschreiben: Entzieh dich auf eine kurze Zeit der Gesellschaft und geh, oder vielmehr, eile und lauf hinaus in die freie Natur! Die reine Luft, die du einathmest, die Einsamkeit, die dich von allem Zwange befreiet, die Bewegung, die du dir machst, die abwechselnden Gegenstände,

die dein Auge zur Betrachtung einladen, werden dich in einen neuen Menschen verwandeln, du wirst dich selbst fragen: Bin ich denn in der That noch das Individuum, das ich vor einer Stunde war? — Dein erhitztes Blut wird sich abkühlen, dein dickes und träges Blut wird sich verdünnen und seinen Lauf beschleunigen, stocken- de Säfte werden aus ihren Schlupfwinkeln ver- jagt und alle Theile der Maschine in die Bewe- gung gesetzt werden, deren Unterbrechung dem überirrdischen Menschen das irrdische Leben un- schmackhaft macht. Dann wird es wie Schuppen von deinen Augen fallen, du wirst die Dinge aus einem andern, das heißt, aus dem wahren Gesichtspunkte ansehen, du wirst Muth zur Er-

duldung und Bekämpfung der Widerwärtigkeiten fassen, wenn du anders nicht schon aufgehört hast, das, was dir begegnete, eine Widerwärtigkeit zu nennen, du wirst Verträglichkeit und einen heitern Sinn in die Gesellschaft zurückbringen und der, den Feld und Wald und Berg und Thal als einen Menschenfeind, als einen Wüthenden, als einen Verzagten und Verzweifelnden empfiengen, wird, wiedergeboren durch die Natur, mit Bruderliebe, mit Nachsicht, mit Entschlossenheit und Heldensinn zu seinen Mitmenschen zurückkehren.

Bewegung in der freien Luft ist eine edle Arznei. Ich will sie täglich gebrauchen. Den

Maaßstab der mir heilsamen und nöthigen Dauer und Stärke der Bewegung wird mir die Erfahrung bald an die Hand geben. Nur physische Unmöglichkeit und die dringendsten Geschäfte sollen mich abhalten können, der Natur täglich mein Opfer zu bringen und dagegen ihre köstlichen Geschenke in Empfang zu nehmen. Oper, Spieltisch und Assemblee, ihr sollt mich nicht fesseln, selbst der Freund, der mich nicht begleiten kann oder will, soll mich nicht abhalten; ich will keine Witterung scheuen und nie wird es mich reuen, dem Sturm und Froste, dem Schnee und Regen Troz geboten zu haben. Nach und nach wird dieser Troz den mächtigsten Einfluß, den die Witterung auf meinen Körper hat,

schwächen und ganz gewiß ihn stets erträglich und weniger fühlbar machen.

Weit davon entfernt, die heilenden Kräfte der Natur geringzuschätzen und die Söhne Aesku-laps zu verachten, will ich im Gegentheil den Rath und die Vorschrift des denkenden Arztes ein-holen und befolgen, aber, ich schwöre es bei meinem Verstande und bei meiner Selbstliebe, die meinen Vortheil will, nicht eher, als wenn Fälle eintreten, wo ungeachtet der täglichen Be-wegung und eines ordentlichen und strengen Le-bens das unschätzbare Gut der Gesundheit doch aus meinem Besitzthume weicht. So schimpflich mit Recht gewisse giftige Krankheiten sind, eben so schimpflich ist in der That jede andere, die

aus dem unterlassenen Gebrauche der eben genannten Mittel entspringt und durch den von neuem angefangenen Gebrauch derselben gehoben werden kann und die Hülfe, die Kranke dieser Art beim Arzte suchen, beschimpft den Verstand des Flehenden und ist seinem Körper sehr oft eben so nachtheilig, als jedes Mal seiner Kasse.

Nüchternheit und Mäßigkeit, ihr Wegweiserinnen der Gesundheit und eines heitern Sinnes, euch will ich huldigen. O, wer die Freuden kennt, die ihr gewährt, wie unschmackhaft muß der die sogenannten Freuden der Tafel finden. Und doch, welche Schande! genieße ich oft nicht nur mehr, als die Natur verlangt, sondern

schicke auch, durch den Gaumen und einen ungezähmten Appetit verleitet, Speisen und Getränke den Schlund hinab, die nicht Lebens- sondern Todesstoff in die Maschine bringen, die meine Eingeweide beschweren, meinen Geist lähmen und mein Leben in eine Vegetation verwandeln. — Welche Leiden bereite ich mir durch Unmäßigkeit und wie wohl befinde ich mich bei einem mäßigen Genusse! Wie oft liegt der Grund meiner übeln Laune, meiner Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit zur Arbeit im Uebermaaße der genossenen Speisen und Getränke? O, daß ich mir dies gestehen muß, ich, der ich vor vielen Andern Ursache habe, mich der Mäßigkeit zu befleißigen! Wie klein und verächtlich erscheine ich mir selbst,

indem ich mir den Vorwurf machen muß, daß ein schnöder Kitzel des Gaumens und ein vorübereilendes Wohlbehagen mich blind gegen die Folgen machen können, die unausbleiblich aus der Unmäßigkeit für mich entspringen! Wenn wird mich denn endlich die Erfahrung klug machen? Wenn werde ich denn endlich das Joch der Sinnlichkeit — nicht auf eine kurze Zeit, sondern auf immer abschütteln? Die Natur verlangt wenig und wenn sie viel verlangt, so ist sie verwöhnt. Ich will lieber öfter und wenig, als viel auf ein Mal genießen. Was ist jener Kitzel des Gaumens und jenes vorübereilende Wohlbehagen gegen die milde Wonne der Nüchternheit und Mäßigkeit! Daran will ich mich erinnern, so oft mein Mund

die thierischen Funktionen des Essens und Trinkens verrichtet. Ich werde mir dann nicht den Vorwurf machen müssen, daß sich mein Uebel durch meine eigne Schuld behaupte und verstärke, meine Stimmung wird gleichförmiger werden, mein moralischer Charakter gewinnen, ich werde gesünder und in einem höhern Sinne des Worts ein Mensch seyn.

Ausschweifungen jeder Art muß ich überhaupt auf das sorgfältigste zu vermeiden suchen. Dahin habe ich unter andern Nachtwachen und einen zu langen Schlaf zu rechnen.

Endlich will ich das einsiedlerische Leben fliehen und nicht nur die Gesellschaft meiner Freunde, sondern auch gemischte Gesellschaften, zu

denen mir der Zutritt offen steht, nicht verabsäumen. Ich will mich erinnern, wie oft es geschah, daß ich mißmuthig in die Gesellschaft gieng und froh und vergnügt daraus zurückkehrte und selbst noch den darauf folgenden Tag die heitre Stimmung behielt, die der Umgang mit meinen Freunden und andern schätzenswerthen Menschen hervorgebracht hatte.

Ich habe mir fest vorgenommen, das Uebel, das mich plagt, ritterlich zu bekämpfen und alle dienliche Mittel dagegen anhaltend zu gebrauchen. Wenn ich mich dieses meines Vorsatzes nicht täglich erinnere, ihn nicht täglich von neuem fasse, so wird es schlecht um die Ausführung stehen. —

Soll ich mich durch den Zufall in ungleichen Perioden davon erinnern lassen? — Dann würde oft der Fall eintreten, daß ich mich wegen der Nichtausführung desselben betrübte, aber nicht schämte. Denn ich meinte es ja mit meinem Vorsatze redlich. Was kann ich dafür, daß das Chaos der Dinge und Begebenheiten, das mich umrauscht, mich mir selbst raubte und mich an der Ausführung meines Vorsatzes verhinderte? So sophistisch diese Entschuldigung ist, so würde sie mir doch immer ein Panzer gegen die nöthige und heilsame Selbstbeschämung seyn. Ich muß mich daher in eine Lage versetzen, wo mich unausbleiblich Schimpf und Schande treffen, wenn Ausführung meines Vorsatzes unterbleibt.

Täglich, zu einer bestimmten Stunde, will ich mich betend seiner erinnern!

Gewissen und Eigenliebe sind mir Bürgen dafür, daß die Unterlassung dieser täglichen Erinnerung, oder nach geschehener Erinnerung die Nichtausführung meines Vorsatzes mich innigst beschämen werden.

Im Glücke.

Das Glück ist nicht nur selbst blind, sondern es macht auch seine Günstlinge blind. Der Glückliche verliert sehr oft nicht blos seine Pflichten, sondern auch sein Glück aus den Augen und wenn ihn der Thor beneidet, so verachtet ihn der Klügere, so bedauert ihn der Weise.

Wer im Unglücke ein Schüler der Weisheit wird, der ist nicht so hoch zu achten und weniger

zu bewundern, als derjenige, der im Glücke den hehren Namen eines Weisen erwirbt und behauptet.

Man nennt mich glücklich. Ich besitze Reichthümer, — ich habe einen bedeutenden Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, — meine Unternehmungen gehen mir nach Wunsche von Statten, — ich habe Gönner, Freunde und Klienten und vermag durch diese eben so viel, als durch meine Reichthümer.

Bin ich denn nun in der That glücklich? Bin ich mit meiner äußern Lage zufrieden, oder werde ich von unbefriedigten, stets erneuerten Wünschen gefoltert?

Bilde ich mir etwa ein, daß ich noch nicht hoch genug über meine Mitbürger erhoben bin — daß ich noch nicht genug von ihnen geehrt werde? — Ist es möglich, daß ich mein Herz, das ich edlern Gefühlen weihen, ist es möglich, daß ich meinen Verstand, den ich besser gebrauchen sollte, der Thorheit des Stolzes und der Raserei des Ehrgeitzes einräume? Muß ich mir in der That das traurige Geständniß ablegen, daß mein Kopf durch meine eigne Schuld ein Narrenhaus thörichter Gedanken wurde? — Ich muß mich mit der äußersten Strenge prüfen. Denn wenn Stolz und Ehrgeitz mein Unglück machen, so werde ich gewiß nur mit großer Mühe diese Quelle meiner Unzufriedenheit entdecken.

Die Selbstliebe hat mich verführt und krank gemacht, sie soll mich nun auch bessern und heilen. Der Verstand sey ihr Rathgeber und Freund, aber nicht ihr mit Verachtung behandelter Diener.

Ohne große Anstrengung des Verstandes kann ich mich bald überzeugen, daß der Stolze und Ehrgeizige sich tausend Demüthigungen aussetzt, daß er nur bei Thoren seinen Zweck erreicht, von allen Verständigen hingegen laut und insgeheim verachtet und verspottet wird und nie zufrieden seyn kann.

Oder ist Habsucht der Grund meiner Unzufriedenheit? — Opfre ich dem Genuße, der die

Befriedigung der Habsucht in sich schließt, jeden andern Genuß auf? — Habe ich so wenig Verstand, daß ich sammle, ohne zu genießen, habe ich so wenig Gefühl, daß ich mich freue, wenn ich Andere berauben kann? Denn Barbar, der du bist, muß ich zu mir selbst sagen, wiße, daß du an Räuberei den Räuber übertriffst.

Die Güter, nach denen du strebst, sollen gebraucht und nicht blos besessen werden. Das, was Diebe und Räuber ihren Nebenmenschen entwenden, wollen sie nicht blos besitzen, sondern gebrauchen und sie können nicht verhindern, daß es nicht durch den Gebrauch, den sie davon machen, zum Theil wieder in das Besitzthum ehr=

licher Leute zurückkehrt und also außer ihnen auch Andern zu Gute kommt; was du aber theils auf dem Wege des Rechts, theils vielleicht, durch deine Besitzbegierde verleitet, durch Betrug und andre Ungerechtigkeiten an dich ziehst, das wird in deinem Besitzthume ein todtes Gut, das du nicht gebrauchen willst und Andere nicht gebrauchen können. Rechne! und erstaune über die ungeheure Menge von Dingen, welche die Habsüchtigen dem Gebrauche, der zur Befriedigung der Bedürfnisse davon gemacht werden könnte, entziehen, — erröthe, wenn du kannst, über deine eben so grausame, als thörichte Leidenschaft, denke an die Entbehrungen und Leiden, die unausbleiblich für die Aermern daraus entspringen und

sprich nie von Mißwachs, Dürre, Theurung, Heuschrecken, Hagelschlag und Ueberschwemmungen, ohne zugleich auch Geitz und Habsucht in die Klasse dieser Plagen zu setzen.

Liegt der Grund meiner Unzufriedenheit in meiner Prachtliebe, in meinem unverhältnißmäßsigen Aufwande — in meiner Verschwendung, so wird es mir nicht an Verstande fehlen, um einzusehen, daß Einschränkungen nothwendig sind, wohl aber vielleicht an Muthe, um diese Einschränkungen wirklich vorzunehmen. Will ich denn, gleich einem verzogenen Kinde, alles, was mir einfällt, haben und ausführen; und bin ich thörichter als die Thoren, die mich verachten

und verspotten werden, wenn ich meinen Aufwand einschränke und anfange, klüger zu leben?

Ist endlich bei meiner äußerlich glänzenden Lage, der Freude und Zufriedenheit deshalb der Zugang zu meinem Herzen verschlossen, weil mich mein Gewissen beunruhiget, weil ich Ungerechtigkeiten begangen habe und dem schrecklichen Geständnisse nicht ausweichen kann, daß ich entweder gänzlich, oder doch zum Theil auf unerlaubten Wegen zu dem Vermögen, das ich besitze, zu dem Amte, das ich bekleide, gelangt bin, o, so will ich eilen, die Opfer darzubringen, die im Stande sind, mich mit meinem Gewissen wieder auszusöhnen. Wohl mir, wenn ich

damals, als ich das Unrecht begieng, oder nur gestattete, die Natur desselben nicht kannte und das Unerlaubte für etwas Erlaubtes hielt.

Ich will mich losmachen von dem Vermögen, das nicht mein ist, ich will lieber die Vortheile des Reichthums, als die Seligkeit eines reinen Gewissens entbehren. Ich will nicht eher ruhen, als bis ich das begangene Unrecht wieder gut gemacht habe und wenn mir dies unmöglich ist, mich überzeugen, daß mir vor allen Andern die Pflicht obliegt, alles Gute und Nützliche zu befördern und insgeheim, ich sage insgeheim — die Dürftigen zu unterstützen. Durch Dienstleistungen und Aufopferungen will ich die Ungerech=

tigkeiten abzubüßen suchen, die ich mir gegen meine Nebenmenschen habe zu Schulden kommen lassen.

Als ein Weiser genieße ich meines Glücks noch bei weitem nicht, wenn ich, gleich weit entfernt von der Pein eines beunruhigten Gewissens und von der Thorheit des Stolzes, der Habsucht und Verschwendung, nur mir, nur vergnügt und froh zu leben suche und andere höhere Zwecke aus den Augen lasse.

Bin ich denn nicht im Stande, zu begreifen, oder will ich mich nicht daran erinnern, daß, so lange die Stellung der bürgerlichen

Verhältnisse vom Glücke, vom Herkommen und von der Willkühr abhängt, zum Theil selbst rechtmäßig erworbene Reichthümer ihren Besitzern zum Vorwurfe gereichen? So oft ich einen Armen erblicke, will ich mir selbst sagen: Dieser darbt vielleicht, weil ich im Ueberflusse lebe, ganz gewiß ist wenigstens mein Reichthum in die Kette von Ursachen verflochten, die seine Armuth hervorbrachten. Wären ich und meines Gleichen vom Glücke und Herkommen weniger begünstiget worden, so würde es nicht so viele geben, die außer dem Rechte, das Glück und das gemeine Wesen anzuklagen, fast aller andern Rechte beraubt sind. Wohlthätigkeit sey mir daher eine heilige Pflicht. Nur dem schwachen und kranken Armen gebühren

Almosen; der arbeitsfähige bedarf Arbeit und diese will ich ihm zu verschaffen suchen. — Wer dem arbeitsfähigen Armen Almosen spendet, ist kein Wohlthäter, sondern ein Uebelthäter.

Wie viel Nützliches und Gutes kann ich bei meinem Vermögen und Ansehen durchsetzen. Bin ich dazu bereit und willig, gehe ich mit der erforderlichen Klugheit zu Werke und scheue ich nicht nur keine Mühe und keinen Aufwand, habe ich auch den Muth, dem Urtheile der Thoren und der Feindschaft und Verfolgung der Neidischen und Eigennützigen Trotz zu bieten, und wenn andre Mittel unzulänglich sind, der guten Sache durch die Gewalt des Rechts den Sieg zu verschaffen?

Lasse ich mir die Kultur meines Geistes und meines Herzens angelegen seyn? Hat die Wahrheit Reitze für mich? Suche ich mich selbst immer mehr kennen zu lernen?

Nie werde ich zu mir sagen können, du bist glücklich und weise? — Ist die schöne Zeit schon da, wo ich zu mir sagen darf: Du bist glücklich und bestrebst dich, weise zu seyn?

Im Unglücke.

Nicht dem Glücke sondern dem Unglücke gebühren Altäre. Das Glück macht seine Günstlinge weichlich und erstickt die Kraft zu Thaten; das Unglück hingegen weckt den Muth und stellt den Menschen auf einen Schauplatz, wo er zeigen soll, daß Vernunft und Freiheit nicht todte Kräfte sind.

Warum nenne ich mich unglücklich?

Sind mir Unfälle begegnet, deren unmittelbarer Druck zwar schon vorübergegangen, aber noch nicht verschmerzt ist, so will ich mich doch nicht weigern, mir das Geständniß abzulegen, daß einzig und allein meine Schwachheit die Quelle meiner Leiden ist.

Stürmen eben jetzt Widerwärtigkeiten von dieser und jener Art auf mich ein, so will ich nicht vergessen, daß ich Verstand habe und mithin nach den Mitteln forschen kann, durch deren Anwendung sie, wo nicht gänzlich abgewendet, so doch erträglicher gemacht werden; ich will nicht vergessen, daß ein freier Wille, eine leben=

dige unumschränkte Kraft in mir wohnt und daß ich mithin den Muth fassen kann, der zu ihrer Bekämpfung und im Falle, daß sie stärker sind, als meine Macht, zu ihrer standhaften Ertragung erforderlich ist.

Oder ist es die Zukunft, die mich mit Angst erfüllt? Stehen mir Geschäffte und Verhältnisse bevor, die ich verabscheue? Fürchte ich einen Verlust? Glaube ich eine sich nähernde Gewitterwolke zu erblicken, die mir den Untergang droht? — Bin ich denn allwissend, da ich meiner Aussicht in die Zukunft so zuversichtlich traue? Ist es denn nicht möglich, daß das Gewitter vorüberzieht? Weiß ich keinen Unterschied

zwischen einem wirklichen und einem blos möglichen Uebel zu machen? Kann ich mich nicht rüsten gegen die Widerwärtigkeiten, die mir drohen und ist es nicht offenbar, daß es blos meine ausschweifende Einbildungskraft und meine schimpfliche Schwachheit sind, die mich unglücklich machen?

Ich will nicht umsonst unglücklich seyn, sondern aus den Unfällen, die mich treffen, Vortheil zu ziehen suchen. Ich will über die wahren Ursachen der Leiden und Widerwärtigkeiten, denen ich blosgestellt bin, nachdenken. Vielleicht finde ich, daß sie zum Theil in mir selbst liegen; Dies wird mich für die Zukunft klüger machen und mich vor der Wiederkehr dieser und ähnlicher

Leiden bewahren. So will ich mich z. B. fragen, ob ich leichtsinnig war? ob ich auf das Glück rechnete? ob ich mich bei meinen Unternehmungen gegen die möglichen Angriffe des Zufalls in den erforderlichen Vertheidigungsstand setzte? ob ich mir muthwilliger Weise Feindschaften zuzog? ob ich verschwenderisch lebte und mir andere Vergehungen zu Schulden kommen lies, deren natürliche Folgen nur das Unglück bilden, das ich so ungern ein verschuldetes nenne?

Wen die Pfeile des Schicksals treffen, den verläßt das lachende Vergnügen, der muntere Scherz, den verlassen die gaukelnden Freuden, er kann sie nicht fesseln und ist seines düstern und ernsten Sinnes halber nicht zu tadeln; wenn ihn

aber Muth und Ruhe der Seele verlassen, wenn Verzagtheit, wenn Gram, wenn Kummer und Verzweiflung seine Begleiter werden, so darf er wohl auf Mitleid, aber nicht auf Achtung Anspruch machen. Er ist allerdings unglücklich, aber sein Unglück hat zum Theil in ihm selbst seinen Quell und er ist sich das Geständniß schuldig, daß er kein freies vernünftiges, sondern ein elendes, mit einem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen versehenes Wesen ist, das nicht nur durch die unmittelbare widerwärtige Einwirkung äußerer Dinge, sondern auch und ganz vorzüglich durch seine Vorstellungen auf die Folterbank der peinlichsten Empfindungen gespannt wird.

Mensch, erinnere dich, daß du ein freies Wesen bist. Nicht durch äußere Dinge und Verhältnisse, sondern durch deine Vorstellungen bist du am östersten unglücklich. Sey daher deiner Vorstellungen Herr, prüfe sie und lerne das Wirkliche von dem blos Eingebildeten unterscheiden.

Wer viel begehrt und sich an vieles bindet, den wird das Unglück öfter und härter treffen, als denjenigen, der weniger begehrt und nur an wenigen Dingen hängt.

Ermanne dich von deiner strafbaren Kraftlosigkeit, biete dem Unglücke trotz — am meisten

bekämpfe dich selbst, deine Begierden und Leidenschaften und die damit auf das innigste verknüpften falschen und thörichten Vorstellungen; denke nicht an die Widerwärtigkeiten, die dir begegnen, sondern an die Mittel, wie sie zu bekämpfen und erträglich zu machen sind, an deine Kraft, an deine Pflicht!

Der Gram ist eine selbstthätig erzeugte Betrübniß über erlittene Widerwärtigkeiten; der Kummer ist eine selbstthätig erzeugte Betrübniß über unglückliche Begegnisse, die theils wirklich bevorstehen, theils nur als bevorstehend gedacht werden; — Kummer und Gram sind die größten Thorheiten, sind Verzichtleistungen auf Freiheit

und Selbstständigkeit und auf die Mittel der Rettung, des Trostes und der Sicherheit. Nein, Kummer und Gram sollen mich nicht entwaffnen. Kann ich es nicht vermeiden, der menschlichen Schwachheit von Zeit zu Zeit ein Opfer zu bringen, so kann ich es doch vermeiden, daß dieses Opfer nicht in meiner Freiheit, nicht in meiner ganzen Kraft bestehe.

Der Mensch, sagt man, ist zur Glückseligkeit geboren. Ist er denn nicht auch zur Thätigkeit geboren? Soll nicht seine Glückseligkeit durch seine Thätigkeit erzeugt werden? und würde er ohne Widerwärtigkeit, ohne entgegen strebende Kräfte thätig seyn? Freue dich deines Unglücks,

darf man daher dem Menschen zurufen! Es schüttelt dich aus dem Schlafe der Unthätigkeit, es spannt deine Kraft zu Thaten und ist die Brücke zur Glückseligkeit.

Die größten Charaktere wurden in Leiden und Widerwärtigkeiten gebildet. Wie groß ist die Anzahl derer, denen man bei dem größten Wohlwollen Leiden und Widerwärtigkeiten wünschen muß!

Wer nie in Gefahr war, nie litt, nie kämpfte, der wird aus der Welt herausgehen, wie er hineingekommen ist, — als ein Kind, als ein Naturproduckt, als ein animalisches

Wesen, das des lebendigen Bewußtseyns, daß Freiheit in ihm wohne, beraubt blieb.

Zolle der Natur deinen Tribut, schäme dich der Thräne nicht, die dein Auge näßt, aber erhebe dich auch sogleich, wenn du fielest, fasse Muth, sey ein Mann, ein Weiser!

Verbesserungen:

S. 17. Z. 13. st. Handlungweise l. Handlungs-weise
— 18. — 8. st. tsi l. ist
— 20. — 6. st. Nothwendtgkeit l. Nothwendig-keit
— 22. — 8. st. einen l. einem
— 23. — 3. st. gesaßten l. gefaßten
— 28. — 13. fehlt nach haben;
— 28. — 14. st. das l. am
— 53. — 4. st. Eigennsinns l. Eigensinns
— 54. — 3. st. Frennden l. Freunden
— 56. — 10. fehlt nach oft ich
— 71. — 4. fehlt nach kann;
— 73. — 4. st. nnausbleiblich l. unausbleiblich
— 76. — 11. st. iumner l. immer.
— 76. — 13. st. eiue l. eine
— 76. — 15. fehlt nach wenn die
— 83. — 9. st. Meuge l. Menge
— 90. — 6. st. ? l. .
— 96. — 9. st. fehlt nach elendes, bloß

Bei C. G. Weigel in Leipzig sind seit kurzen erschienen:

Babet von Etibal, nach dem Französischen des Abbe' de la Tour frei bearbeitet, mit dem Bildnisse der Babet nach Schnorr von Schmidt 16. 1800. brosch. 21 gr.

in Seide geb. 1 thlr. 4 gr.

Eine freie Teutsche Bearbeitung der Französischen Novelle „St. Anne" aus dem 3ten Bande des „Abbé de la Tour, ou récueil de nouvelles et d'autres ecrits divers." mit Hinweglassung der politischen Diskussionen, die für den Teutschen Leser kein Interesse haben dürften.

Taschenbuch für Oekonomie-Verwalter, auch nützlich für diejenigen, welche Glieder dieses Standes werden oder sie bilden und beurtheilen wollen, von J. L. G. Leopold, Predigern zu Appenrode in der Grafschaft Hohnstein, der K. Grosbritt. und Churf. Braunschw. Lüneb. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle Mitgliede, 8. 1800. brosch. 20 gr.

Haus= und Landwirthschafts Kalender für das Jahr 1800. von demselben 8. brosch. 16 gr.

Derselbe auch unter dem Titel:

Taschenbuch für die Haus= und Landwirthschaft a. d. J. 1800. 8. brosch. 16 gr.

Die stille Ecke am Rohrteiche oder Anton und Edda von J. G. D. Schmiedtgen 2 Bändchen mit 2 Kupfern von Darnstedt und Böhm und einem Notenblatte. 16. 1800. brosch. 1 thlr. 20 gr.

in Seide geb. 2 thlr. 8 gr.

Der hohe Windbruch oder Eduard und sein Freund von demselben mit 1 Kupfer von Darnstedt. 16. 1800. brosch. 1 thlr. 12 gr.

in Seide geb. 1 thlr. 20 gr.

Der Verfasser dieser Schriften hat sich dem Publikum bereits von einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht. Seine frühern ästhetischen und gemeinnützigen Schriften zeugen von seinem Bestreben, die Achtung und Liebe seiner Leser zu verdienen; ich habe Grund ein Gleiches für obige zu erwarten und durch ein gefälliges Aeußere dieser Erwartung zu entsprechen gesucht.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige für Christen und Nicht-Christen

Leipzig 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 812
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251570-5
VD18 12434728-001